

Zeitschrift:	Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber:	Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band:	101 (2005)
Heft:	1
Artikel:	Das Messer an der Kehle : Einbildungskraft, Generationenambivalenz und Jugendmedienschutz vom 18. zum 20. Jahrhundert
Autor:	Maase, Kaspar
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-118177

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Messer an der Kehle

Einbildungskraft, Generationenambivalenz und Jugendmedienschutz vom 18. zum 20. Jahrhundert

Kaspar Maase

Abstract

Gegenstand des Aufsatzes ist die Einstellung Erwachsener (insbesondere von Pädagogen und Eltern) im deutschen Sprachraum gegenüber der Mediennutzung Heranwachsender. Anhand des sog. «Schundkampfes» gegen Populärliteratur und Film vor dem 1. Weltkrieg wird die These entwickelt: Das Verhalten derer, die die Jugend vor schädlichen Medieneinflüssen schützen wollten, war geprägt von «Generationenambivalenz», vom unauflöslichen Konflikt zwischen Liebe zu und Angst vor den eigenen Kindern. Ein Blick auf die «Urszene» dieses Konflikts, die Debatte über «Lesewut» gegen Ende des 18. Jahrhunderts offenbart, dass im Zentrum eine Aporie aufgeklärter Erziehung steht. Sie setzt auf die kindliche Einbildungskraft, um pädagogische Effekte zu erreichen; sie erfährt zugleich, dass gegenüber dem kapitalistischen Kulturwarenmarkt und angesichts der Eigendynamik der Einbildungskraft die Rezeption fiktionaler Medienangebote durch Heranwachsende nicht mehr erzieherisch zu kontrollieren ist. Seither wird moderne «Medienkindheit» als Gefahr perzipiert.

Zunächst sei das kleine Kriminalrätsel aufgelöst: Wer bedroht hier wen mit dem Messer? Der Titel bezieht sich auf eine Passage in einem 1910 erschienenen Zeitungsaufsatz des Publizisten Richard Nordhausen:

Alle Genüsse der Reifen stehen auch den Minderjährigen zu, und in alle ihre Laster dürfen sie sich versenken [...] In unseren grossen Städten ziehen wir die Tataren der Zukunft heran, die diese hochgepriesene Kultur zerstampfen werden. Wir rüsten mit Macht gegen äussere Feinde und ahnen nicht, dass unsere eigene Brut bereits das Messer wider uns erhebt.¹

Der Autor dieser erschreckenden Vision von den eigenen Kindern, die ihre Eltern ermorden und die gesamte Kultur zerstampfen werden, galt weder als neurotischer Spinner noch als sektiererischer Kulturpessimist. Nordhausen war renommiert, nicht zuletzt wegen seiner vielgelesenen Betrachtungen zu Jugendproblemen²; der Artikel erschien in der angesehenen Zeitung «Der Tag», und ich fand die wiedergegebene Passage positiv zitiert in einem populären pädagogischen Ratgeber. Offenbar fiel Nordhausens dramatische Zuspitzung nicht aus dem Rahmen legitimer Rede über Generationsprobleme im wilhelminischen Kaiserreich. Sie scheint vielmehr für einen Moment Einblick zu gewähren in die Brisanz eines Konflikts, der normalerweise mit weniger krassen Formulierungen ausgetragen wurde. Ich nehme den Versprecher als Schlüssel, um die damalige Einstellung Erwachsener gegenüber dem Mediengebrauch Halbwüchsiger zu interpretieren – eine Einstellung, die nach meiner Auffassung von erstrangiger Bedeutung war für den sozialen Umgang mit Massenmedien im 19. und 20. Jahrhundert.

Hass auf die Kinder und Generationenambivalenz

Der Konflikt, um den es geht, war im Kern kein äusserlicher, nicht das, was man umgangssprachlich unter Generationenkonflikt versteht: Spannungen zwischen Eltern und Kindern, Älteren und Jugendlichen. Es handelte sich um einen Konflikt, der zunächst einmal im Inneren der Erwachsenen ausgetragen wurde – zwischen unterschiedlichen Positionen in der Gesamtgruppe wie auch (das ist hier vor allem interessant) in den Einzelnen, die zwischen entgegengesetzten Gefühlen und Strebungen beinahe zerrissen wurden. Auf individueller Ebene scheint das sozialwissenschaftliche Konzept der Generationenambivalenz den Sachverhalt zu treffen. Nach Lettke und Lüscher kann man von Ambivalenzen sprechen, «wenn gleichzeitige Gegensätze des Fühlens, Denkens, Wollens, Handelns und der Beziehungsgestaltung, die für die Konstitution individueller und kollektiver Identitäten relevant sind, zeitweise oder dauernd als unlösbar interpretiert werden». Ein Zusammenhang des Lebens, der in modernen westeuropäischen Gesellschaften die «Struktur einer grundlegenden Ambivalenz» enthält, ist der zwischen Eltern(generation) und Kindern: «Geboren wird sowohl das Gleiche als auch das Andere, das eigene Kind, das ein anderer Mensch ist.»³

Im Unterschied zur Ambiguität, der Uneindeutigkeit der Emotionen und Multioptionalität der Sichtweisen, ist für das Konzept der Ambivalenz die Erfahrung eines unausweichlichen und unauflösbar Gegensatzes konstitutiv. Hassliebe bezeichnet umgangssprachlich eine solche Ambivalenzempfindung. Ambivalenzen, das ist wichtig, beruhen auf der *Interpretation* von Beziehungen; die Akteure erfahren und deuten den Konflikt zwischen den widerstreitenden Strebungen als unauflösbar. Wo die Gegensätze nicht explizit von den Akteuren selbst formuliert werden, kann auch ein beobachtender Dritter das Wirken latenter oder verdeckter Ambivalenzen diagnostizieren.⁴

Ambivalenzen müssen von denen, die sie empfinden, bearbeitet werden. Das Spektrum reicht von kreativen, persönlichkeitsintegrierten Formen des Umgangs bis zum pathologischen Verlust der Handlungsfähigkeit. Die Reaktionsweise, die in unserem Zusammenhang interessiert, ist die aggressive Wendung nach aussen gegen Verhältnisse oder Akteure des jeweiligen Handlungsfeldes – konkret historisch gegen Medienkonstellationen, die ambivalent erfahren werden.

Kulturwissenschaftler sollten nicht psychologisieren. Doch bei der Beschäftigung mit dem so genannten Schundkampf im Kaiserreich stiess ich auf Handlungsmuster, die mit den Selbstexplikationen der Akteure nicht hinreichend zu erklären waren. Sie legten es nahe, nach einem Konzept zu suchen, das die tiefe Gespaltenheit der Reaktionen, die offensichtlich unvereinbaren Gefühle gegenüber Heranwachsenden als eigenständigen Mediennutzern begrifflich zusammenband. Die Quellen enthalten gleichermaßen eindrückliche Belege für Liebe zu den Kindern und Hoffnung auf die Medien wie für Bedrohungsempfinden und Angst vor Machtverlust der Erzieher. Die polaren Reaktionen finden sich teilweise nebeneinander bei denselben Akteuren, teilweise nebeneinander innerhalb bestimmter Akteursgruppen wie Eltern oder Pädagogen.⁵

Ein Schundkämpfer beispielsweise sinniert in romantischer Verklärung der Kindheit als Paradies, das man im Erwachsenwerden unausweichlich verliert:

Manchmal dünkt es dem grossen Menschen, dass er Grösseres und Wertvolleres war und leistete, während er in seiner Jugendzeit spielend oder nichtstuend, nach Art des Taugenichts von Eichendorff, Stunden oder Tage verbrachte, als später, wo er die Hände schnell rührte und eine innere Unruhe ihn von Arbeit zu Arbeit trieb.

Doch noch im selben Gedankengang identifiziert er sich mit der archetypischen Figur des modernen, rationalistischen Erziehers, mit dem Gärtner, und ermächtigt sich und seinesgleichen aus dieser Autoritätsposition, «wilde oder unfruchtbare Zweige am edeln Baum [der Kindheit, KM] zu schneiden oder den kleinen Stamm, der im Winde toll sich biegt und brechen würde, festzubinden».⁶ Hier ist das unentrinnbare Hin- und Hergezogensein der Generationenambivalenz auf engstem Raum verdichtet.

Bezogen auf die Sozialgeschichtsschreibung der Periode meldet das Stichwort Generationenambivalenz eine zweifache Korrektur an. Zum einen geht es darum, in das Bild, das vom Generationenverhältnis gezeichnet wird, die «schwarze» (unser eigenes Selbstverständnis als aufgeklärte Erwachsene verletzende) Dimension von Angst vor, Hass auf und praktizierter Aggression gegen die eigenen Kinder⁷ mit gleichem Gewicht aufzunehmen wie die Züge, die von den Historikern bisher ganz eindeutig präferiert werden: die Zunahme von Verständnis und Fürsorge bis hin zum Kindheits- und Kinderkult. Die Geschichtsschreibung vermittelt den Eindruck, es seien vor allem staatliche und staatsnahe Organisationen gewesen, die «auffälliges» Verhalten etikettierten, disziplinierend zugriffen und Heranwachsende ausgrenzten. In Psychologie und Pädagogik hingegen bestimmten wachsendes Verständnis und Anerkennung der Eigengesetzlichkeit jugendlicher Entwicklung den Trend; Ellen Keys Bestseller vom bevorstehenden «Jahrhundert des Kindes» (dt. 1902) und die Reformgedanken einer «Erziehung vom Kinde aus» erscheinen als repräsentativ. Vor allem aber komme es nach der Jahrhundertwende in den Eltern-Kind-Beziehungen «zu einer Auflockerung des Erziehungsstils. Das Recht der ‹Kinderseele› tritt ins Bewusstsein, die Strenge lockert sich.»⁸ Das gelte in der Tendenz auch für die Arbeiterfamilien, zumindest für die respektablen.⁹ Gillis resümiert die Situation so: «Das Bild vom Schüler hatte sich von dem, der Sorgen macht, zu dem gewandelt, der Sorgen hat, besonders in Deutschland.»¹⁰

Diese Entwicklungen dominieren im vorherrschenden Bild, und sie sind zweifellos gut belegt. Wachsende Liebe und Fürsorge, das Mehr an Hoffnung, das die Kinder begleitete, bekommen jedoch einen anderen Stellenwert in ihrer untrennbaren Verknüpfung mit den Empfindungen von Fremdheit, Angst, Enttäuschung, Hass. Hier handelt es sich nicht um ein Nullsummenspiel, in dem die schlechten Gefühle die guten hemmen oder vermindern. Ihr unauflösliches Gegeneinander, die Empfindung auch von Ablehnung, während es zunehmend zum Gebot, ja zur angeblich einzigen natürlichen Haltung wird, Kinder zu lieben – das konstituiert eine andere Qualität der Beziehung: Generationenambivalenz. Hier ist die zweite Korrektur nötig: Nicht nur

negative neben positive Gefühle zu stellen, sondern zu fragen, was die Erfahrung des unaufhebbaren Widerstreits der Empfindungen bei den Betroffenen bewirkte.

Die Aufnahme des Konzepts Generationenambivalenz ist, wie erwähnt, ein Versuch, den Forscher irritierende Züge des historischen Schundkampfs in einen erklärenden Zusammenhang zu stellen. Der Ethnograph betrachtet zunächst einmal das Handeln, Praxismuster und Interaktionsbeziehungen der Akteure.¹¹ Und dabei fiel an den Kampagnen gegen «Schundliteratur» und «Schundfilm» ein hohes Niveau aggressiver Überwachung und Bestrafung der Halbwüchsigen auf, das eindeutig im Widerspruch stand zu den mit Fürsorge und Schutz der Jugend argumentierenden Erklärungen der Schundkämpfer.¹²

Diese Beobachtung wurde, wenngleich selten, bereits von Zeitgenossen formuliert. So äusserte sich der Pädagoge und engagierte Schundgegner Severin Rüttgers 1911 betroffen über «Wut und Verachtung», die selbstgerechte Schundkämpfer der in ihren Augen «entarteten Jugend» entgegenbrächten. Neben dem «kalten Stolz moralischer Überlegenheit» notierte Rüttgers auch die «Spannung einer dumpfen Angst».¹³

Die Gleichzeitigkeit polarer Sichtweisen auf die Mediennutzung Halbwüchsiger sei verdeutlicht an zwei Bildern, die Vertreter pädagogisch-fürsgerischer Jugendarbeit von Kindern im Kino zeichneten. Was dem einen als Brutstätte bedrohlich-anarchischer Verwahrlosung erschien, galt der anderen als verwirklichtes Ideal kindlicher Glückserfahrung.

1916 berichtete der Vorsitzende des Essener «Ausschusses für Jugendschutz in den Lichtspielhäusern», Volksschulrektor Valentin: In einem Kino

waren etwa 1000 Kinder anwesend, es wurden mehr Karten verkauft, als Plätze vorhanden waren, viele Kinder standen und lagen während der Vorstellung in den Gängen. [...] Die weitaus grösste Zahl der Besucher gehört dem schulpflichtigen Alter an, eine grosse Zahl sogar dem vorschulpflichtigen [sic]. [...] Die Kinder der ärmeren Schichten der Bevölkerung sind am stärksten vertreten. [...] Ausserdem ist mehrfach erwiesen, dass Kinder das Geld zum Besuche des Kinos auf unredliche Weise erwerben und dann noch andere Kinder zum Besuche des Kinos verführt haben [...] Durch den Verkauf von Schokolade u.s.w. während der Vorstellung und durch Automaten wird den Kindern auch noch der letzte Pfennig abgelockt. Die Darstellungen sind meist völlig wertlos. Liebesromane, Kusscenen, Trinkgelage und Diebstähle werden vorgeführt. [...] Der Geschmack der Kinder wird dadurch völlig verdorben. Für ernste Darstellungen aus dem Leben und aus der Natur und für Bilder von den Kriegsschauplätzen ist kaum Interesse vorhanden [...] Knaben und Mädchen sitzen auf den Emporen in der Dunkelheit dicht gedrängt nebeneinander, beim Hinausgehen benutzen die Knaben alle Wände und Ecken als Bedürfnisanstalten, die Trinkhallen und Eiswagen werden förmlich belagert.¹⁴

Während es von hier nicht mehr weit ist nach Sodom und Gomorrha, malte die prominente Jugendfürsorgerin Frieda Duensing 1911 im gleichen proletarischen Milieu ein geradezu paradiesisches Bild vom Kinderkino:

100–200 Kinder in dem langen, schmalen, ... dunklen Saal; hingebende Aufmerksamkeit, beglücktes Sich-Labern; eifrige, freundliche, gegenseitige Belehrung in den Pausen; kein Streit, keine Störung. – ... sie [waren] still, freundlich und gut. Selten habe ich eine solch grosse Schar von Kindern in so guter Ordnung, in so innerlich glücklicher, sanfter, friedfertiger Stimmung gesehen. Und sie waren ohne jede Aufsicht!!¹⁵

Es handelt sich nicht um zufällige Momentaufnahmen; die beiden Darstellungen stehen exemplarisch für die Spannweite der zeitgenössischen Wahrnehmung (wobei die bedrohliche Sicht eher die Regel und das Kino als pädagogische Provinz unzweifelhaft die Ausnahme bildete).¹⁶ Der Unterschied folgte aus gegensätzlichen Einschätzungen der Möglichkeit, jugendlichen Mediengebrauch pädagogisch zu regulieren. Auch Duensing schrieb dem Film eine bedrohliche Gewalt über die Halbwüchsigen zu: «Kommen Kind und Kino zusammen, so ist das Kind ihm machtlos, wehrlos ausgeliefert, es ist dem Dämon Kino verfallen.» Ob es aber zu dieser beängstigenden Wirkung komme, sei offen und entscheide sich im Kampf zweier Mächte: «Kapital und Zensur.» Ihr Beispiel steht für den Sieg fürsorglicher Zensur über die «Auswüchse der Kinematographen-Industrie».¹⁷

Festzuhalten ist also die erstrangige Rolle von Bedrohungsgefühl und aggressiv-repressiver Reaktion gegenüber mediennutzenden Halbwüchsigen.¹⁸ Sie rieb sich ständig mit der Pflicht, seine Kinder zu lieben, und mit den ausgeprägten Hoffnungen, die fast alle Schichten und sozialen Kräfte des Kaiserreichs in die Jugend als die Zukunft setzten. Aus dem unentrinnbaren Widerspruch, so vermute ich, entstand die Tendenz zur radikalen, von Vernichtungswünschen durchzogenen Wendung gegen jene, die man für die Situation verantwortlich machte: das «Schundkapital», aber auch die vielen kleinen Gewerbetreibenden, die über Groschenheftvertrieb und Kinos «die Kinder vergifteten».¹⁹

Beide Elemente – Angst vor den eigenen, durch skrupellose Medien verrohten Kindern und (die Spannungen der Ambivalenzerfahrung nach aussen wendend) Aggression gegen die Akteure des Medienmarktes – haben seit dem Schundkampf vor dem Ersten Weltkrieg den sozialen Umgang mit kommerzieller Populärkultur in Deutschland geprägt; sie konzentrieren sich gewissermassen in der um 1900 etablierten Thematisierung des Neuen als Problem des Jugendschutzes.²⁰ Im historisch-ethnografischen Kontext ist das Konzept Generationenambivalenz nicht in seiner strengen individualpsychologischen Bedeutung zu verwenden; als Modell für ein Wahrnehmungs- und Reaktionsmuster, das aus der Erfahrung unauflösbarer Widersprüche Aggression generiert, könnte es allerdings hilfreich sein.

Die Wahrnehmung einer neuen Medienkonstellation um 1780 ...

Im Folgenden soll Generationenambivalenz gegenüber der Mediennutzung Heranwachsender historisch präziser verortet werden. Generationenambivalenz findet sich, auf kulturell je unterschiedliche Weise erfahren, artikuliert und beantwortet, in den meisten Gesellschaften mit gröserer Geschwindigkeit des sozialen Wandels.²¹ In Westeuropa scheint nun seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine Konstellation ausgebildet, die die Ambivalenzerfahrung der Erwachsenen auf besondere Weise bestimmt. Die Wahrnehmung der Beziehung zwischen kommerziell, marktförmig organisierten, im Alltag zugänglichen Medien auf der einen und Heranwachsenden auf der anderen Seite nährte Ambivalenzerfahrung wie kein ande-

res soziales Feld. Exemplarisch dafür standen gedruckte Lesestoffe, und das unlösbare Problem wurde als «Lesewut» thematisiert.²² Dabei ging es allgemein um die Öffnung kindlicher Wissenshorizonte über das für erziehlich Erachtete hinaus; im Zentrum der Debatte und der pädagogischen Antworten aber standen die unaufhebbar zwiespältigen Wirkungen, die man der Anregung der Einbildungskraft durch erfundene, fiktionale Texte – Kunst im weitesten Verständnis – zuschrieb.²³

In der Lesewutdebatte zwischen 1780 und 1800 laufen, das haben insbesondere die Studien von Steinlein, Schön, Koschorke und Barth deutlich gemacht²⁴, eine Vielzahl von Veränderungslinien des Jahrhunderts der Aufklärung zusammen: Familienstruktur und Erziehungskonzepte, Geschlechterordnung und Körperrauffassung. Es ging um nicht weniger als darum, die von Aufklärung und Kapitalisierung ausgelöste Dynamik der Veränderung der Wissensordnungen und Kommunikationspraktiken unter Kontrolle zu bringen und die von vielen als negativ wahrgenommenen Effekte in einer gesellschaftlich wie individuell fruchtbaren Ordnung aufzuheben. Es gab ein weites Spektrum von Positionen; als eine, die für die Praxis des Umgangs mit mediennutzenden Kindern besonders folgenreich wurde, sei hier kurz das Dilemma der philanthropistischen Pädagogen skizziert.²⁵

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Wissensaneignung durch Lektüre zu einer tragenden Säule bürgerlicher Sozialisation. Die Lesefähigkeit der Kinder avancierte zur Voraussetzung für späteren Lebenserfolg – und ebenso die Kompetenz, gute und nützliche von unnützen und schädlichen Texten zu unterscheiden. Der expandierende Buch- und Zeitschriftenmarkt bot jugendlichem Publikum eine Vielzahl von Schriften an, und damit entstand aus der Sicht professioneller Erzieher ein dreifaches Problem. Erstens: Angelockt durch die Aussicht auf Geld und Ansehen treten viele Unberufene auf den literarischen Plan; ohne Beratung sind Eltern nicht in der Lage, die Spreu der Jugendschriften vom Weizen zu sondern. Zweitens: Damit die rechten Texte auch die rechte Wirkung entfalten, müssen Kinder lernen, auf die rechte Weise zu lesen. Denn die Fähigkeit zur eigenständigen Lektüre eröffnet drittens eine unbeschränkte Zahl von Möglichkeiten, den Weg zum persönlichen Glück in einer vernünftigen Gesellschaft zu verfehlten.

In seinem Erziehungsroman «Emile» hatte Rousseau 1762 die Lektüre zur «Geissel der Kindheit»²⁶ erklärt; er führte seinen Zögling erst nach dem zwölften Lebensjahr ans Lesen heran: an den «Robinson» – und nur an dieses Buch! –, der alles für den Entwicklungsgang Notwendige enthalte. Ganz so radikal waren die deutschsprachigen Pädagogen nicht. Wenn Joachim Heinrich Campe im ersten der sechzehn Bände der von ihm edierten «Allgemeinen Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens» warnte, dass Bücher für Kinder das «gefährlichste Seelengift» enthielten, gegen dessen Wirkung kein erzieherisches Kraut gewachsen sei²⁷, dann war das ein Appell zum vorsichtigen Umgang mit der ungeheuren Macht, die Literatur über Kinder ausübe. Je mehr Bücher Markt und Mode ins Haus brächten, desto grösser die Gefahr, dass die Zöglinge Ungeeignetes lassen. Und selbst beim guten Buch mache – im Sinne der zeitgenössischen Diätetik: wie bei allem, was der

Mensch zu sich nimmt – das rechte Mass den Unterschied zwischen Gesundheit und Zerstörung.

Aufgeklärte Erziehung war nicht mehr denkbar ohne unterhaltsame Lektüre; die Einbildungskraft galt als unendlich viel wirksamer zur Vermittlung pädagogisch erwünschter Vorstellungen als abstrakte Lehren und das Pauken toten Wissens – darüber herrschte Einverständnis. Konsequenz: Durch entsprechenden Umgang mit seinem Zögling musste der Erzieher «Gewalt über dessen Einbildungskraft bekommen».²⁸ Zugleich galt die Einbildungskraft als ein fast unregulierbares Vermögen, als schnell entflammbar und dann nicht mehr einzudämmen – gerade bei Heranwachsenden. Deswegen empfahlen nicht wenige Ratgeber, von Kindern allen Lesestoff fernzuhalten, der ihre Phantasie erregen könne. Wie war mit dem Dilemma umzugehen?

Eine Strategie war, dass die Pädagogen selbst die Unterhaltungsliteratur für Halbwüchsige verfassten; eine andere, Modelle für kontrollierte Lesesituationen zu schaffen. Der erste erfolgreiche Markenartikel der Jugendliteratur in Deutschland war Joachim Heinrich Campes «Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder», 1779/80 in zwei Bänden erschienen; Campe vereinte beide Anliegen (siehe Abb. 1).

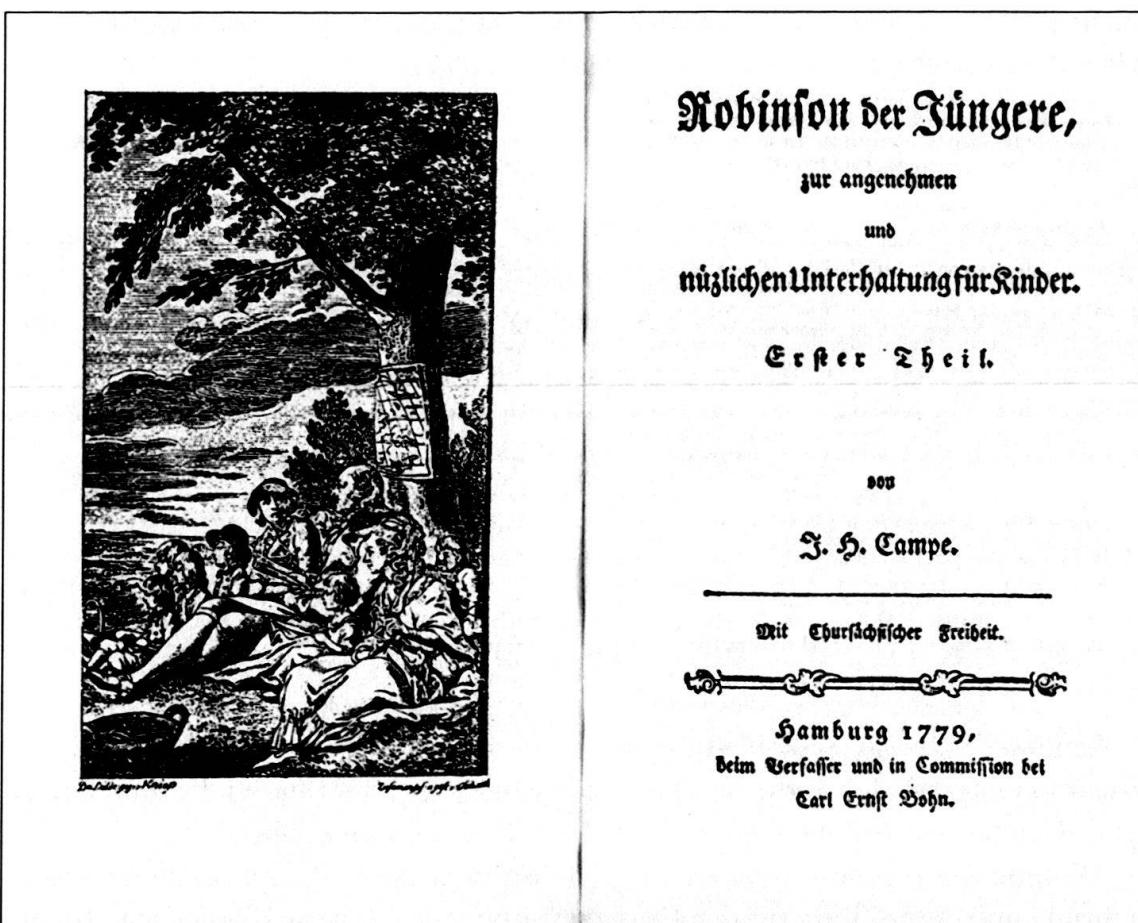


Abb. 1: Frontispiz und Titelblatt der Erstausgabe von Campes Robinson; Frontispiz gestochen von Chodowiecki nach Kniep.

Das Buch beginnt mit der zweifachen Inszenierung einer pädagogisch idealen Lesesituation, genauer Vorlesesituation – auf dem Titelkupfer und im Text. Die Familie geht hinaus in den Garten, wo sie sich unter einem Apfelbaum lagert. Vater weist die Kinder auf die Schönheit des Sonnenuntergangs hin und sorgt dafür, dass sie beim Zuhören nicht müssig bleiben; Erbsen sind aus den Schoten zu lesen. Die Robinsongeschichte wird in Form eines Gesprächs zwischen erzählendem Vater und fragend-kommentierenden Kindern präsentiert, eingeteilt in Abschnitte nach dem Mass einer abendlichen Vorlesestunde. Und der Stoff selbst ist umgebaut zum Exempel, an dem rechte und falsche Lebensführung vorgestellt wird; der Autor Campe tut alles, um von Seiten des Textes her unmittelbare Identifikation mit dem Helden und seinen Abenteuern zu erschweren.

Neben dem Verfassen und Empfehlen erziehlich wertvoller Literatur war es über beinahe zwei Jahrhunderte Hauptanliegen professioneller Literaturpädagogik, vor den schlechten Büchern und vor der Lesewut zu warnen. Zumindest waren es die Warnungen, die die weiteste Resonanz fanden. Und das mit guten Gründen: So schön nämlich das Vorlesemodell ausgedacht war, im Leben war die väterliche Kontrolle über die Literaturvermittlung so nicht zu realisieren; Kinder lasen selber. Und der Grat, auf dem sie laut Campe und dessen Geistesgenossen wandeln sollten, war äusserst schmal. In der unterhaltsamen Gestalt erfundener Geschichten durften die nützlichen Bücher daherkommen – aber «gedankenlose Lektüre» (insbesondere von Romanen) habe zerstörerische Folgen:

unsinnige Verschwendungen, unüberwindliche Scheu vor jeder Anstrengung, grenzenloser Hang zum Luxus, Unterdrückung der Stimme des Gewissens, Lebensüberdruss, und ein früher Tod.²⁹

Solche Wirkung kann nicht nur schlechte Lektüre haben; selbst gute Bücher verderben die Kinder, wenn beim Lesen nicht eine strenge, vernunftgemässie Diätetik angewandt wird. Ebenso wie zu reichhaltige und süsse Speisen Körper und Charakter verderben, tut dies auch die übermässige und nicht geistig durchgekaute, sondern süchtig verschlungene Literatur. Über die Wirkung der Vielleserei auf den Jüngling weiss J. B. Beneken 1791, dass ihr Opfer

ohne Rettung verloren [ist]: Lähmung und Seelenschwäche: unüberwindliche Trägheit, Ekel und Widerwillen gegen jede reelle Arbeit – gegen alles, was auch nur die kleinste Anstrengung fordert, Flachheit im Denken, Mutlosigkeit und Schlaffheit bei jeder Schwierigkeit, auf die er auf dem Wege zur Erkenntnis stösst, ewige Zerstreuung und unaufhörliche Ratlosigkeit der Seele, die nie eine Wahrheit ganz fassen, nie einen Gedanken ganz fest halten kann.³⁰

Schliesslich die sitzende Haltung beim Lesen: Sie führe – das war quasi pädagogisches Gemeinwissen – zur Stockung des Blutes im Unterleib und disponiere zu jener Reizung der Sinnlichkeit, die auf den Weg zur Onanie führt.

Diätetik des jugendlichen Lesens geht also über die Wahl der rechten Geistesnahrung und deren Beschränkung auf das Notwendige hinaus. Körperliche Betätigung in der Natur und physische Anstrengungsbereitschaft als Säulen gesunder Entwicklung dürfen nicht leiden (man denke an Campes Vorlese-Inszenierung im

Garten); zuträglich ist nur intensive Lektüre³¹, die sich konzentriert und wiederholt mit den wesentlichen Texten auseinandersetzt, statt immer neues Lesefutter schnell und oberflächlich zu verschlingen.

Schliesslich gilt es, so zu lesen, dass die Einbildungskraft unter Kontrolle bleibt. Das ist vielleicht der heikelste Punkt der aufklärerischen Gratwanderung. Campe und seine Kollegen wollten, dass die Lesestoffe nicht nur sachlicher Wissensvermittlung, moralischer Belehrung und Erbauung sowie dem Erziehungsgespräch dienten; sie sollten durch effektvoll erfundene Handlung Neugier, Gefühle, Identifikation erwecken, die Kinder berühren und damit öffnen für die pädagogische Botschaft. Das funktionierte nur über die Einbildungskraft der Leserinnen und Leser, die gedruckte Sätze in farbige Landschaften und bewegende Ereignisse verwandelt. Damit ging der Erzieher das Risiko ein, dass den Zöglingen das Durchwandern und Erleben phantasiegezeugter Welten zum eigentlichen Ziel der Lektüre wurde – statt nach deren exemplarischer Aussage, nach der Anwendung auf das eigene Handeln zu suchen. Phantasie sollte als Mittel zum Zweck, zur Intensivierung der praktisch nützlichen Botschaft dienen; was mehr war, galt als Übel.

Im «Theophron» formulierte Campe die Essenz des pädagogisch idealen Lese-modus. Die Jünglinge, an die sich das Buch richtet, sollen zunächst

ein kurzes brünstiges Gebet um Weisheit, Verstand und guten Willen zu Gott tun, und dann mit der stillsten und grössten Aufmerksamkeit, derer ihr fähig seid, lesen Bei jedem Absatze sollt ihr still stehen, um erst in euch selbst und um euch herumzublicken, und die Frage an euch zu tun: Bin ich denn nun auch schon, was hier mein guter Vater wollte, dass ich sein sollte? Oder: Hab' ich auch wohl jetzt schon Gelegenheit, diese Lehre in Ausübung zu bringen? Da sollt ihr alles, was ... für euch anwendbar sein wird, [be]zeichnen, um nach vollendeter Lesung des ganzen Buches euch diese Stellen noch einmal vorzüglich zu merken und darauf sogleich zur Anwendung zu schreiten.³²

Der möglichst direkte Schritt vom sinnorientierten Lesen zum sinnvollen Handeln soll verhindern, dass die Einbildungskraft auch nur den geringsten Spielraum erhält. Der philanthropistischen Diätetik des Lesens galt, schlicht gesagt, all das als Gefahr, was die Lesewünsche Heranwachsender auszeichnet: das Wildern in den Texten, das süchtige Verschlingen sich überschlagender Handlung, die Suche nach den Geheimnissen der Erwachsenen, das lustvolle Sichtreibenlassen auf den warmen Wogen frei flutender Phantasie. Doch mussten die Erzieher – aus Liebe zu den Kindern – das Risiko eingehen, dass sich die Einbildungskraft, ohne die keine aufgeklärte Erziehung mehr denkbar schien, verselbständigte mit der Folge, dass den Pädagogen undankbare, selbstzerörerische und hassenswert egozentrische Zöglinge – in der Formulierung von Dieter Richter: fremde Kinder³³ – gegenübertraten. Ein unauflösliches Dilemma, das durchaus Generationenambivalenz nähren konnte. Und doch ist festzuhalten, dass nach dem bisherigen Stand der Forschung Lesewutdebatte und Lesepädagogik keine Aggressionen gegen lesesüchtige Kinder aufwiesen, wie wir sie in den Empfehlungen der Schundkämpfer nach 1900 finden. (Die Praxis der Lesekontrolle liegt allerdings bisher im Dunkeln; und dass der bürgerliche Liebesentzug Kinder stärker verletzen kann als physische Gewalt, sollte auch nicht vergessen werden.)

Dennoch: Um 1800 wurde das Konzept einer «Kultivierung der Einbildungskraft» (August Hermann Niemeyer) dominant. Neuhumanistische und romantische Ansätze betonten die Unverzichtbarkeit der Phantasietätigkeit (und die Bedeutung von Kunst als deren Ressource) für die Bildung einer individuellen, ästhetisch und moralisch sensiblen Persönlichkeit.³⁴ Der Wille, Besorgnisse wegen der unkontrollierbaren Effekte kindlicher Aneignung von Kunst und Wissen zurückzustellen, wurde zur Leitlinie bildungsbürgerlicher Erziehung und pädagogischer Theoriearbeit. In der Praxis der Familien und insbesondere der Schulen spielten jedoch durch das 19. Jahrhundert hindurch Sorge und Misstrauen gegenüber individueller Lektüre insbesondere fiktionaler Texte sowie Kontrolle und Regulierung der Lesestoffe eine bestimmende Rolle.³⁵ Das galt in zunehmender Radikalisierung gegenüber den Kindern der unterbürgerlichen Schichten, die sukzessive von der Leserevolution erfasst wurden.

Ihre Lebens- und Lektüreverhältnisse machten deutlich, wie gering die Chancen für das pädagogische Ideal vernünftiger Nutzung der Lesefähigkeit waren; Campes Modell der patriarchalen – zumindest paternalistischen – Vorlesesituation war mit Pauperismus, Proletarisierung und Urbanisierung nicht zu vereinen. In der Aufklärung war der Geist des Selberlesens aus der Flasche der Pädagogik entwichen, und keine Macht konnte ihn wieder einfangen.

Die Leserevolution des 18. Jahrhunderts³⁶ markiert auch eine Umwälzung in der Geschichte der Kindheit, in der Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern. Hier begann der Weg zum «Verschwinden der Kindheit» im Sinne Postmans. Am Anfang von deren Ende stand die Institutionalisierung des Lesens im bürgerlichen Erziehungsgang. Sie bedeutete Emanzipation kindlicher Lesekompetenz und durchbrach damit prinzipiell die erzieherische Regulierung dessen, was Kinder im Interesse eines gesunden Aufwachsens von der Welt und vom Erwachsensein wissen sollten. Alles, was Kinder nicht wissen durften, war ihnen nun im Speicher der Texte (und auf dem Medienmarkt) zugänglich. Gelungene Sozialisation war von jetzt an Ergebnis einer gefährlichen Wanderung auf dem Grat des pädagogisch Hilfreichen – zwischen den Abgründen der (übermässigen oder schlechten) Literatur und des (undisziplinierten oder zu früh einsetzenden) Lesens.

... und um 1900

Im Lauf des 19. Jahrhunderts wurde mit Alphabetisierung und Literarisierung Gemeingut aller Kinder, was zunächst Privileg weniger war; es vollzog sich die zweite, sozialhistorisch weit gewichtigere Leserevolution.³⁷ Gegen 1900 war unter den Volksschülerinnen und Volksschülern im Deutschen Reich das Ziel allgemeiner Lesekompetenz erreicht – in einer Situation, in der (infolge des dynamisch expandierenden Marktes für Information und Kunst als Massenwaren)³⁸ den Erwachsenen die Gefahren unkontrollierten, nicht pädagogisch regulierten Mediengebrauchs ins Unermessliche gesteigert schienen.

Es gibt nämlich vielfältige Hinweise darauf, dass das Ideal pädagogisch kontrollierter Mediennutzung durch das 19. Jahrhundert hindurch nicht nur unter Lehrern und Experten für Jugendlektüre weiterlebte, für die das Interpretament «Lesewut» (oder «Lesesucht») noch nach 1900 einen wesentlichen Bezugspunkt im Umgang mit lesenden Kindern bildete. Auch im Bürgertum, in kleinbürgerlichen Schichten und im aufstiegsorientierten Arbeitermilieu hatte die Vorstellung von der Gefährlichkeit frei schweifender Phantasie und von der Notwendigkeit ihrer erzieherischen Regulierung Wurzeln geschlagen. Eine ganze Reihe von Zeitschriften und Reihen populärer Lesestoffe, deren Massenpublikum weit über das Bürgertum hinaus reichte, bewahrte programmatisch, an herausgehobener Stelle, das Bild der Vorlesekindheit, das uns seit Campe vertraut ist (siehe Abb. 2–5).



Abb. 2: Kopf der Gartenlaube; er blieb seit dem zweiten Jahrgang 1854 über Jahrzehnte unverändert.



Abb. 3: Titelvignette der Erstausgabe des Familienblatts Daheim, 1865, von Adrian Ludwig Richter.

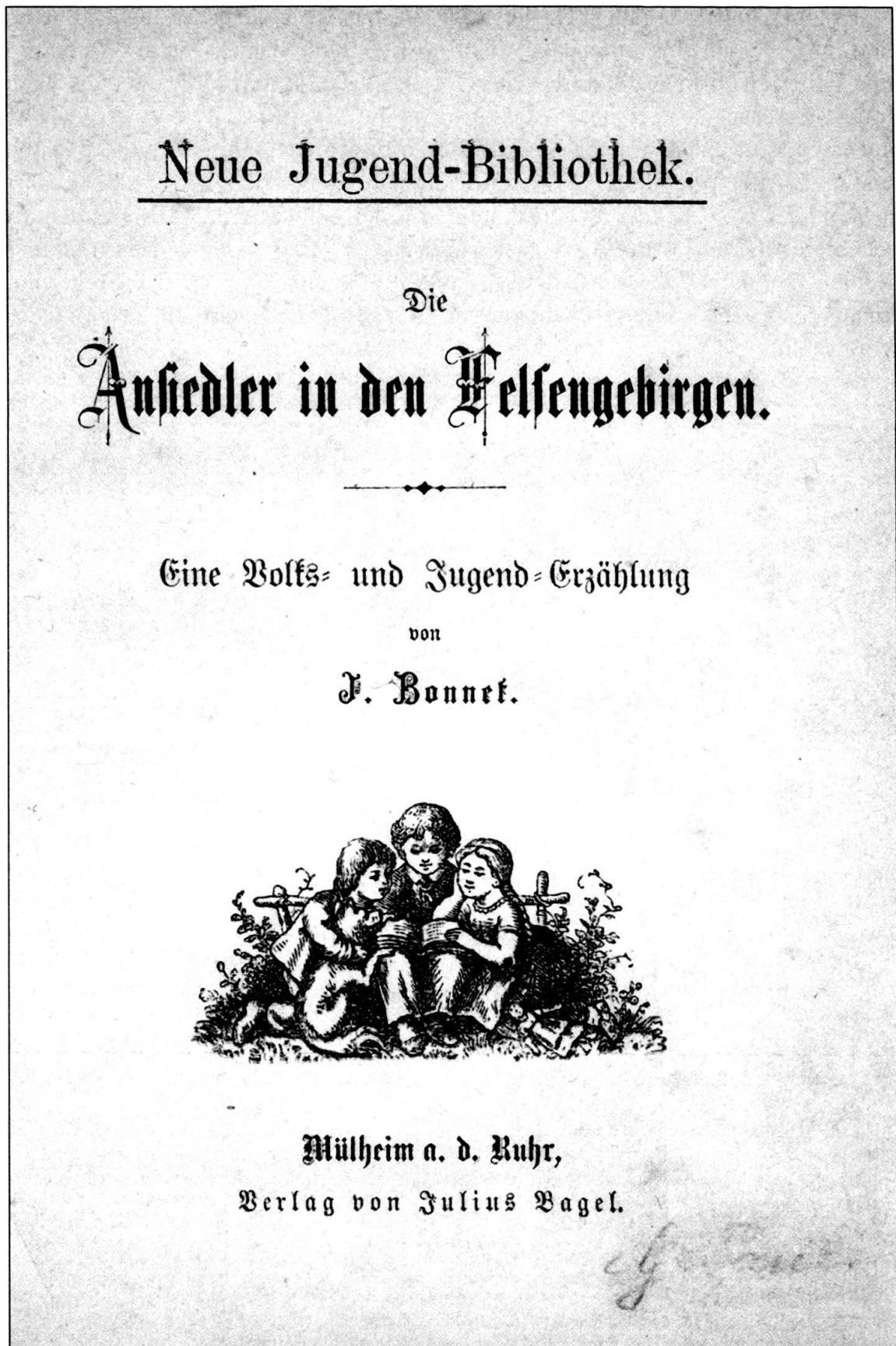


Abb. 4: Titelvignette der Erzählungsreihe Neue Jugendbibliothek aus dem Bagel-Verlag, ca. 1880er-Jahre.

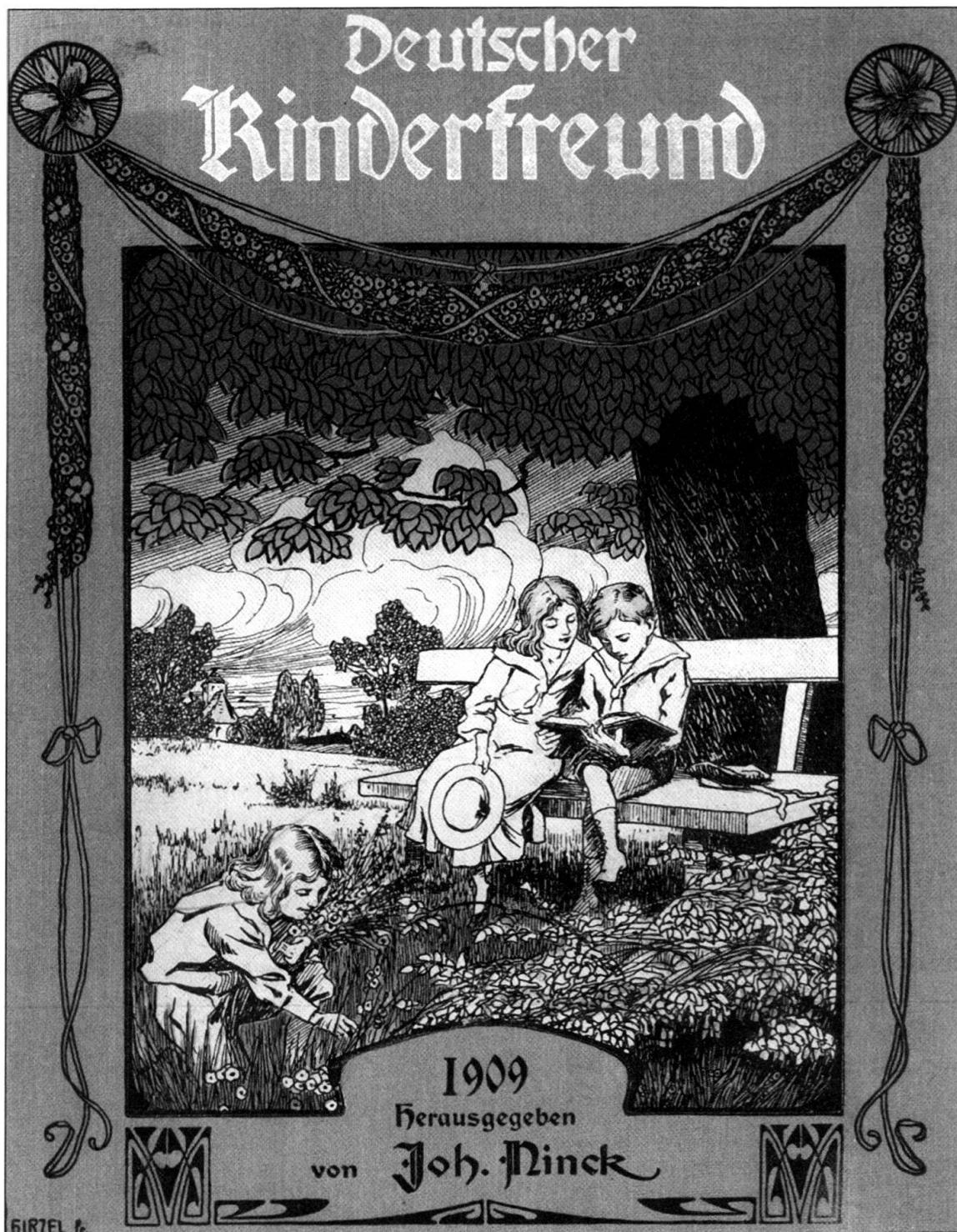


Abb. 5: Einbanddecke für den 31. Jahrgang 1908/09 der religiösen Jugendzeitschrift Deutscher Kinderfreund, hgg. v. Johann Ninck, Umschlaggestaltung Hirzel.

Zurückgezogene, selbstständige, individuelle Lektüre Heranwachsender hat hier keinen Platz. Wo nicht mehr der Familievater oder ein älteres Geschwister vorliest, ist zumindest die soziale Kontrolle durch andere Familienmitglieder sichergestellt. Und die Einbettung in Natur oder zumindest naturnahe Situationen hält nicht nur die philanthropistische Idee fest, jede geistige Nahrung solle der «Hinführung zur Natur» als letzter Quelle der Wahrheit dienen.³⁹ Sie grenzt auch das Gegenbild einer urbanen oder intimen Lesesituation (etwa im eigenen Zimmer) aus – denn für den Erwachsenenblick auf Kinder und Jugendliche waren städtische Öffentlichkeit und häusliche Privatheit im entscheidenden Punkt gleich problematisch: beide entzogen die Lektüre familialer oder pädagogischer Kontrolle.

Vor diesem Hintergrund musste eigenständige Mediennutzung Halbwüchsiger in einem urbanen, mit den sozialen Problemen der Gegenwart belasteten Umfeld als Element von Verwahrlosung erscheinen (siehe Abb. 6).



Abb. 6: Foto des Berliner Berufsfotografen Willy Römer, 1910; Bildunterschrift: «Zwei Berliner Jungen beim Schmöckern von Hintertreppen-Romanen und Indianergeschichten».

Die Jungen, die sich in einem Arbeiterviertel Berlins der weltvergessenen Lektüre (von Schundheften, so wird wie der Fotograf auch der zeitgenössische Betrachter ergänzt haben) hingeben – der Hinweis auf die sozial schädliche Drog Alkohol ist unübersehbar –, gehören nach dieser Logik zu jener «Brut», von der zu befürchten ist, dass sie einmal das Messer gegen die etablierten Erwachsenen erheben werde.

Um 1900 zeigten sich die Elemente von Generationenambivalenz, die der Beobachtung lesender Kinder seit dem späten 18. Jahrhundert innewohnten und die ihren Kern in der zwiespältigen Bewertung jugendlicher Einbildungskraft oder Phantasie⁴⁰ hatten, unübersehbar gesteigert. Dafür lassen sich eine ganze Reihe von Gründen anführen.⁴¹ Als gefährdet und gefährlich galt aus der Sicht der Bildungsschichten nun die Gesamtheit der Heranwachsenden aus den «ungebildeten» Unterschichten, die über Aneignungskompetenz und Zugang zu nicht pädagogisch kontrollierten Medien verfügten. Gleichzeitig wurde die nachwachsende Generation von verschiedenen Seiten und mit unterschiedlichen Motiven überhöht zum Hoffnungsträger der Kulturnation – das verlieh dem Problem «Was passiert zwischen Medien und Heranwachsenden?» zusätzlich Sprengkraft. Schliesslich änderte sich auch die Angebotssituation – nicht schlagartig, aber doch für die Zeitgenossen dramatisch.

Man kann von einer historisch neuen Medienkonstellation in den Städten sprechen. In unserem Zusammenhang war ihr wichtigstes Merkmal die präzedenzlose Zugänglichkeit von Wissen über das Leben (Erwachsener) für Halbwüchsige. Filme, Zeitungen und Skandalblätter, Mutoskope, Groschenheftserien, Scherz- und Aktpostkarten, Schlager, aber auch Schaufenster und Plakate führten Kindern vor Augen und Ohren, was ihnen Erwachsene als die «dunklen Seiten» des Lebens möglichst lange und möglichst umfassend vorenthalten wollten: Szenen der Gewalttätigkeit und Triebhaftigkeit, die den Autoritätsanspruch Erwachsener – melodramatisch oder komisch, jedenfalls drastisch – unterminierten.⁴²

Den Tenor des verbreiteten Empfindens artikulierte eine Stellungnahme des Katholischen Bezirkslehrerinnenverbandes München zur Kinofrage: Man müsse verhindern, «dass Kinder Dinge zu beobachten Gelegenheit haben, die für die Jugend unpassend sind».⁴³ Ein Pfarrer in Emden wandte sich 1912 per Flugblatt an seine Gemeinde, insbesondere an die Eltern: Ihr gesamtes Erziehungswerk werde zerstört, indem die Kinder im Kino jenes Wissen erwürben, vor dem Schule und Elternhaus sie mit Mühe zu bewahren suchten.

... studiert die Stücke und ihre unausbleibliche Wirkung auf weiche, unverdorbene Kindergemüter. Die aufpeitschenden Titel, die frechen Mienen, die rollenden Augen, die unnatürlichen Handbewegungen, die rohen Taten. Zählt die Verbrechen einmal zusammen! Ich fand in 250 Stücken 97 Morde, 51 Ehebrüche, 19 Verführungen, 22 Entführungen, 45 Selbstmorde, 76 Diebe, 25 Dirnen, 35 Trunkenbolde, ein Heer von Schutzleuten, Detektivs und Gerichtsvollziehern.

Nicht wahr? Die Haare stehen Euch zu Berge, denn alles was ihr bisher von Euren Kindern ferngehalten habt, ... das tritt hier mit brutaler Gewalt an sie heran. Weshalb rügt Ihr sie im Hause wegen kleiner Unarten, weshalb achtet Ihr auf ihre Schularbeiten, weshalb schickt Ihr sie überhaupt in die Schule? Das ist ja Unsinn, denn das Kino reisst alles, was Elternhaus und Schule mühsam aufbauen, wieder ein, seine Bilder lachen Eure Kinder mit verzerrtem, frechem Gesicht an und sagen zu ihnen: Hier ist Wirklichkeit ... so ist das Leben!⁴⁴

Diese neue Situation wird von Nordhausen im Eingangszitat angesprochen: die «grossen Städte», in denen sich nun, wie er befürchtet, auch die Minderjährigen in alle Genüsse und alle Laster der Erwachsenen versenken können – genauer: in deren mediale Repräsentationen. Die Ursache liegt für ihn in der unbegrenzten, kom-

merziell vorangetriebenen Dynamik eines Kulturmarktes, der alte und neue Medien omnipräsent macht. Im Ergebnis entsteht ein eigenständiger, nicht kontrollierbarer Zugang der nachrückenden Generation zu fatalem Wissen.

Die Reaktionen auf die veränderte Konstellation von Medien und Halbwüchsigen in den Städten um 1900 waren keineswegs einheitlich. Forderungen, die wir heute zum «Jugendmedienschutz» zählen, fanden zwar allgemein Unterstützung. Sie richteten sich aber durchaus nicht immer aggressiv gegen Heranwachsende. Die Entwicklungen hin zur Massenkultur waren im Deutschen Reich auch mit Hoffnungen auf Fortschritt verbunden; eine Antwort bestand in breit angelegten und durchaus nicht unwirksamen Projekten zur massenhaften Geschmackserziehung.⁴⁵ Andererseits fand die aggressive Stigmatisierung der Unternehmer, Vertreiber und Urheber der neuen kommerziellen Kulturwaren als «Mörder von Kinderseelen» breite Zustimmung – ein weiterer Hinweis auf die ausserordentlichen Spannungen und psychischen Energien, mit denen der Komplex «Jugend und Medien» aufgeladen war.

Zur Deutung habe ich hier das Konzept der Generationenambivalenz angeboten. Die Verbindung von Kindern und Medien, so wurde argumentiert, löst im deutschen Sprachraum⁴⁶ seit 1900 mit grosser Wahrscheinlichkeit unauflösbar widerstreitende Empfindungen von Hoffnung und Erwartung einerseits, Bedrohtsein und Ängsten andererseits aus. In der Lesewutdebatte des späten 18. Jahrhunderts, die die Widersprüche des aufgeklärten Kindheitsmodells angesichts der Revolution des Buchmarktes⁴⁷ durchdeklinierte, stiessen wir bereits auf ein zentrales Thema der Ambivalenz: das unvermeidliche Risiko der Entfaltung kindlicher Einbildungskraft. In die um 1800 vorgeschlagenen Regulierungsmodelle war um 1900 keine Hoffnung mehr zu setzen. Nun wurde neben volkserzieherischen Programmen zur «Hebung des Geschmacks» unter der Losung «Jugendschutz» ein System rigider Kontrollen etabliert; dessen aggressive Züge aber, insbesondere gegenüber den vorgeblich zu Schützenden, weisen unmissverständlich auf die Gefühle von Angst vor und Hass gegenüber den eigenen Kindern hin.

Sie wurden, das ist hier nur anzudeuten, Teil der Medienmentalität des 20. Jahrhunderts. Paradigmatisch artikulierte sich die Generationenambivalenz, die im Zentrum der gesellschaftlichen Antwort auf die Symbiose von Kindern und (pädagogisch unkontrollierbaren) Medien steht, beispielsweise im Titel einer Schriftenreihe mit populären Erziehungsratgebern, die von 1943 bis 1972 erschien: «Bedrohte Jugend – drohende Jugend.»⁴⁸ Und nach jeder Bluttat Heranwachsender schlägt in der Medienthematisierung neben ernsthafter Sorge um die Kinder das Gefühl von Angst und Bedrohung durch die eigene «Brut» durch.⁴⁹

Anmerkungen

- ¹ In: Der Tag, Ausgabe B, 15. August 1910; zit. n. Hermann Weimer: Haus und Leben als Erziehungsmächte. München 1911, S. 160.
- ² Richard Nordhausen: Zwischen vierzehn und achtzehn. Leipzig 1910.
- ³ Frank Lettke/Kurt Lüscher: Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute. In: Soziale Welt 53, 2002, S. 437–466, Zit. S. 441.
- ⁴ Ebd., S. 442 f. Vgl. auch Kurt Lüscher: Conceptualizing and Uncovering Intergenerational Ambivalence. In: Karl Pillemeyer/Kurt Lüscher (Hg.): Intergenerational Ambivalences: Perspectives on Parent-Child Relations in Later Life [= Contemporary Perspectives in Family Research, Bd. 4]. Amsterdam 2003, S. 23–62.
- ⁵ Es scheint mir erwägenswert, auch in derartigen Kollektiven jene Spannung zwischen Unvermeidbarkeit und Unauflösbarkeit solcher Gegensätze anzunehmen, die sich in aggressiver Wendung nach aussen artikuliert.
- ⁶ Heinz Paul: Im Namen der Jugend. Jugenderziehung und Schundliteratur in ihrem inneren Zusammenhang. München o. J. [1912], S. 1 f., 3.
- ⁷ Klassisch dazu Katharina Rutschky: Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt/M. 1977.
- ⁸ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918. Band I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1990, S. 58.
- ⁹ Heidi Rosenbaum: Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung. Frankfurt/M. 1992.
- ¹⁰ John R. Gillis: Geschichte der Jugend. Weinheim 1980, S. 160.
- ¹¹ Zum Vorgehen historischer Ethnografie vgl. Verf.: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001, S. 255–271.
- ¹² Zum Schundkampf im Kaiserreich vgl. Verf.: Die soziale Bewegung gegen Schundliteratur im deutschen Kaiserreich. Ein Kapitel aus der Geschichte der Volkserziehung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 27, 2002, 2, S. 45–123; Ders.: «Schundliteratur» und Jugendschutz im Ersten Weltkrieg. Eine Fallstudie zur Kommunikationskontrolle in Deutschland. In: kommunikation@gesellschaft 3, 2002, Beitrag 3; URL: www.unifrankfurt.de/fb03/K.G/B3_2002_Maase.pdf; Ders.: Massenkunst und Volkserziehung. Die Regulierung von Film und Kino im deutschen Kaiserreich. In: Archiv für Sozialgeschichte 41, 2001, S. 39–77; Ders.: Kinder als Fremde – Kinder als Feinde. Halbwüchsige, Massenkultur und Erwachsene im wilhelminischen Kaiserreich. In: Historische Anthropologie 4, 1996, 1, S. 93–126; Georg Jäger: Der Kampf gegen Schmutz und Schund. Die Reaktion der Gebildeten auf die Unterhaltungsindustrie. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 31, 1988, S. 163–191; Rudolf Schenda: Schundliteratur und Kriegsliteratur. In: Ders.: Die Lesestoffe der Kleinen Leute. München 1976, S. 78–104.
- ¹³ Severin Rüttgers: Die Blumen des Bösen. Erste Rede an die Kinderfreunde über die Schundliteratur. Leipzig 1911, S. 15, 12;
- ¹⁴ Nordrheinwestfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierungspräsidium Düsseldorf 30481, Rektor Koch, Essen, an Regierungspräsidium Düsseldorf, 26. Juli 1916, Anlage [Hervorh. im Orig.]. Vgl. für eine ähnlich durch die Wahrnehmung kindlicher Verwahrlosung, sexueller Frühreife und gefährlicher Genusssucht gekennzeichnete Schilderung aus der Friedenszeit: Die Bremer Lehrerinnen und die Kinogefahr, in: Die Lehrerin. Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenver eins 30, 1913, S. 153–156, 161–164.
- ¹⁵ Frieda Duensing: Kinematograph und Kinderwelt. In: Zeitschrift für Jugendwohlfahrt, Jugendbildung und Jugendkunde. Der Säemann 2, 1911, S. 279–286, Zit. S. 280.
- ¹⁶ Die Bezeichnung «Kind» folgt in diesem Aufsatz der Quellsprache, die damals Heranwachsende bis mindestens zum 14. Lebensjahr so bezeichnete. In den Zensurverordnungen, die die Zulassung Halbwüchsiger zum Kino regelten, reichte das Alter, bis zu dem nur behördlich kontrollierte «Kinderführungen» besucht werden durften, in der Regel bis zum sechzehnten, teilweise bis zum achtzehnten Lebensjahr.
- ¹⁷ Duensing, a.a.O., S. 280, 282.
- ¹⁸ Darin wirkte fraglos die Angst der Besitz- und Bildungsschichten vor Proletariat und Arbeiterbewegung; doch in allen Klassen finden wir Überwachung und Bestrafung der eigenen Kinder im Zusammenhang mit Lektüre und Kinobesuch.

- ¹⁹ Vgl. ausser der in Anm. 12 genannten Literatur Verf.: Krisenbewusstsein und Reformorientierung. Zum Deutungshorizont der Gegner der modernen Populärkünste 1880–1918. In: Kaspar Maase/Wolfgang Kaschuba (Hg.): Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Köln 2001, S. 290–342.
- ²⁰ Vgl. Verf.: Die soziale Konstruktion der Massenkünste: Der Kampf gegen Schmutz und Schund 1907–1918. In: Martin Papenbrock u. a. (Hg.): Kunst und Sozialgeschichte. Pfaffenweiler 1995, S. 262–278.
- ²¹ Einen kulturanthropologischen Typisierungsvorschlag macht Margaret Mead: *Culture and Commitment. The New Relationships Between the Generations in the 1970s*. New York 1970.
- ²² Vgl. Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910. Frankfurt/M., 1970, S. 57–66, *passim*; Günter Erning: Das Lesen und die Lesewut. Beiträge zu Fragen der Lesergeschichte. Bad Heilbrunn 1974; Dominik von König: Lesesucht und Lesewut. In: Herbert G. Göpfert (Hg.): Buch und Leser. Hamburg 1977, S. 89–124; Hermann Bausinger: Aufklärung und Lesewut. In: Studien zur Geschichte der Stadt Schwäbisch Hall. Schwäbisch Hall 1980, S. 179–195.
- ²³ Dazu insbesondere Rüdiger Steinlein: Die domestizierte Phantasie. Studien zu Kinderliteratur, Kinderlektüre und Literaturpädagogik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Heidelberg 1987.
- ²⁴ Erich Schön: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. Stuttgart 1987; Albrecht Koschorke: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München 1999; Susanne Barth: Mädchenlektüren. Lesediskurse im 18. und 19. Jahrhundert. Frankfurt/M. 2002.
- ²⁵ Vgl. zum Folgenden insbesondere Ingo Karwath: Hört auf zu lesen, Kinder! Die philanthropische Rezeptionserziehung. Frankfurt/M. 2002.
- ²⁶ Jean-Jacques Rousseau: Emile oder Über die Erziehung. Hg. v. Martin Rang. Stuttgart 1963, S. 258; vgl. auch S. 388 f.
- ²⁷ Joachim Heinrich Campe (Hg.): Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswe-sens. Bd. 1. Wolfenbüttel 1786, S. 178; zit. n. Karwath, a.a.O., S. 60.
- ²⁸ Ernst Christian Trapp: Versuch einer Pädagogik. ND der Ausgabe Berlin 1780, hg. v. Ulrich Her-mann. Paderborn 1977, S. 85; zit. n. Steinlein, a.a.O., S. 95.
- ²⁹ Johann Adam Bergk: Die Kunst Bücher zu lesen. Jena 1799 [ND Leipzig 1966], S. 413 f.; zit. n. Schenda: Volk, a.a.O., S. 61.
- ³⁰ Beneken: Vielleserei. In: Weltklugheit und Lebensgenuss oder praktische Beiträge zur Philosophie des Lebens. Hg. v. J.B. Beneken. Hannover 1791, S. 256 f.; zit. n. von König, a.a.O., S. 101.
- ³¹ Das Konzept intensiver und extensiver Lektüre geht zurück auf Rolf Engelsing: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmass und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe, Nr. 51, 27. Juni 1969, S. 1541–1569.
- ³² Joachim Heinrich Campe: Theophron, oder der erfahrene Ratgeber für die unerfahrene Jugend. Ein Vermächtnis für seine gewesenen Pflegesöhne, und für alle erwachsenere junge Leute, welche Ge-brauch davon machen wollen. 2 Teile. Hamburg 1783, unpag.; zit. n. Karwath, a.a.O., S. 230 [Einfü-gung Karwath].
- ³³ Dieter Richter: Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerlichen Zeitalters. Frankfurt/M. 1987.
- ³⁴ Vgl. Barth, a.a.O., S. 92–95; Steinlein, a.a.O., S. 96–124.
- ³⁵ Vgl. etwa Gisela Wilkending: Kritik der Jugendlektüre. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Herausbildung der Hamburger Jugendschriftenbewegung. In: Hans-Heino Ewers u.a. (Hg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 1996/97. Stuttgart 1997, S. 38–68; Wolfgang Hegele: Literaturunterricht und literarisches Leben in Deutschland (1850–1990). Würzburg 1996, S. 9–33; Horst Joa-chim Frank: Geschichte des Deutschunterrichts. Von den Anfängen bis 1945. München 1973, S. 260–269, *passim*.
- ³⁶ Zur neueren Debatte vgl. Schön, a.a.O., S. 287–300; Reinhard Wittmann: Gibt es eine Leserevolu-tion am Ende des 18. Jahrhunderts? In: Roger Chartier/Guglielmo Cavallo (Hg.): Die Welt des Le-sens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt /M., Paris 1999, S. 419–454.
- ³⁷ Wolfgang Langenbucher: Die Demokratisierung des Lesens in der zweiten Leserevolution. In: Her-berth Göpfert u.a. (Hg.): Lesen und Leben. Frankfurt/M. 1975, S. 12–35.
- ³⁸ Einen Überblick gibt Georg Jäger: Medien. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. IV: 1870–1918. München 1991, S. 473–499; vgl. auch Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Band 1: Das Kaiserreich 1871–1918. Teil 1 und 2, Frankfurt/M. 2001, 2003.

- ³⁹ Koschorke, a.a.O., S. 414.
- ⁴⁰ Im pädagogischen Diskurs des 19. Jahrhunderts wurden die beiden Begriffe äquivalent verwendet.
- ⁴¹ Ausführlicher dazu die in Anm. 12 und 19 genannte Literatur.
- ⁴² Ausführliche Belege bei Verf.: «Wilde Eindrucksvermittler» und «Verschwinden der Kindheit». Zur Kartographie der imaginierten Stadt im 20. Jahrhundert. In: Olaf Bockhorn/Gunter Dimt/Edith Hörandner (Hg.): *Urbane Welten*. Wien 1999, S. 297–317; Ders.: Einleitung: Schund und Schönheit. Ordnungen des Vergnügens um 1900. In: Maase/Kaschuba, a.a.O., S. 9–28; vgl. auch Hartwig Gebhardt: «Halb kriminalistisch, halb erotisch»: Presse für die «niederen Instinkte». Annäherungen an ein unbekanntes Kapitel deutscher Mediengeschichte. In: ebd., S. 184–217.
- ⁴³ Stadtarchiv München, Schulamt 2870 «Jugendschutz Lichtspiel-Theater Allgemeines»; Brief des Kath. Bezirkslehrerinnenverbandes an die Lokalschulkommission, 25. Juni 1915. – Hier wird die weitgehende semantische Überlappung von Kind und Jugendlichem besonders deutlich.
- ⁴⁴ Seelsorger als Wölfe im Schafspelz. In: *Licht Bild Bühne* 5, 1912, 38, S. 7–8, Zit. S. 8.
- ⁴⁵ Vgl. dazu eine ganze Reihe von Beiträgen in Maase/Kaschuba, a.a.O.
- ⁴⁶ Vgl. Rosemarie Ernst: *Lesesucht, Schund und gute Schriften. Pädagogische Konzepte und Aktivitäten der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins (1859–1919)*. Zürich 1991; Christian Flandera: «Schmutz und Schund». Die Diskussionen in der sozialdemokratischen und der katholischen Lehrerschaft in Österreich. Diss. Salzburg 2000.
- ⁴⁷ Vgl. York-Gothart Mix: *Medialisierungsstrategien im 18. Jahrhundert. Prämissen und Perspektiven der Forschung*. In: *Das Achtzehnte Jahrhundert* 23, 1999, 1, S. 40–58.
- ⁴⁸ Insgesamt 63 Titel. 1943–1948: Verlag Walter, Olten (CH); 1950–1964 Verlag Klett, Stuttgart; 1965–1972 Verlag Reinhardt, München/Basel.
- ⁴⁹ Vgl. Verf.: *Medien machen Monster. Die Angst der Gesellschaft vor ihren Kindern*. In: *Internationales Forum für Gestaltung* Ulm (Hg.): *Mensch Masse Medien. Interaktion oder Manipulation*. Frankfurt/M. 1997, S. 64–70.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Hans-Heino Ewers (Hg.): *Kinder- und Jugendliteratur der Aufklärung. Eine Textsammlung*. Stuttgart 1990, S. 318/19.

Abb. 2, 3: Dieter Barth: *Das Familienblatt – ein Phänomen der Unterhaltungspresse des 19. Jahrhunderts*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 15, 1975, S. 166, 219.

Abb. 6: Willy Römer: *Kinder auf der Strasse*, Berlin 1904–1932. Berlin 1997, S. 17.